

Hohenstein-Ernstthal'sches Tageblatt

Amtsblatt.

Nr. 172.

Sonntag, den 27. Juli 1913.

Zweites Blatt.

Reisewetter.

Skizzen von Albert Fried.

(Nachdruck verboten.)

Die Sonne bringt es an den Tag.

Die Sonne beleuchtet den Dünensand, in dem Kinder spielen, Erwachsene lang hingestreckt daliegen, um sich von der Sonne recht anbräunen zu lassen.

Wozu geht man denn auch in die Sommerfrische, wenn man sich nicht etwas Sommerfrischenschnitt mit in die Heimat bringen will!

So liegt man da, nachdem man sich vom weichen Dünensand eine recht bequeme Lagerstätte bereitet hat, und streckt die Glieder aus, schließt die Augen und läßt die Sonnenstrahlen ins Gesicht leuchten, daß sie das Gesicht abtrocknen.

Der leichte Seewind sorgt dafür, daß es einem bei anstrengender Sommerfrischentätigkeit nicht zu heiß wird.

„Na, Herr Hautpelz!“ tönt es in melodischen Organ ans Ohr; man schlägt die Augen auf und sieht, daß die Töne von den rosigen Lippen der Dame kommen, der man gestern abend bis in die späte Nacht hinein die Stirn gemacht hat. Da, in der Nacht, sah man nur, daß sie schöne Gesichtsfarben hatte, jetzt am hellen lichten Tage sieht man, daß sie auch schöne Gesichtsfarben hat. Nicht nur rosige Lippen hat dieses Gesicht, auch rosige angehauchte Wangen, wie gemalt so schön.

Natürlich ist man schnell auf den Beinen. „Das nennt man herrliches Wetter! Das ist Wetterglück! Kann man sich schöneres Wetter wünschen? Gestern beim Regen angekommen und heute leuchtet so schön die Sonne!“

„Ja, Gnädigste, gerade recht, um sich von ihr bräunen zu lassen, wenn es nicht zu schade wäre um solchen Teufel! Ich kann es mir wohl leisten, mich hier in die Sonne zu legen! Für Sie wäre es zu schade!“

„Werde mich auch hüten! Bei diesem herrlichen Wetter! Ich mache lieber einen Spaziergang. Man muß das schöne Wetter ausnützen!“

„Wenn Gnädigste gestatten, ich liebe ich mich an!“

So geht man plaudernd dahin. Am Strand entlang und in den Wald hinein. Aber freilich, wenn man am Strand in der Sonne liegt, fühlt man die Wärme nicht. Der Seewind sorgt dafür, daß sie sich nicht unangenehm bemerkbar macht. Auch wenn man am Strand dahinschlendert, gehts noch an. Im Wald ist schon brüderlicher, wenn auch dort manchmal ein wenig Schatten über den Fußwegen lagert; die Luft steht doch unter den Bäumen und kann nicht vom Wind hinausgeweht werden.

Als Mann hat man's noch gut, man kann den Hut in der Hand tragen. Als Dame könnte man's auch, wenn nicht sorgfältig vorher der ganze Bau vom fettesten Strandhütchen bis zur Fußspitze aufgebaut wäre. Auch wenn man den Hut in der Hand trägt, bilden sich Schweißperlen auf der Stirn; unterm Strandhütchen bilden sie sich erst recht und rollen dann die rosige angehauchte Wangen herab und bezeugen, daß sonniges, schönes Reisewetter kein gutes Wetter ist, wenn man sich schön — ge-schminkt hat.

Herrliches Regenwetter.

Frau Regina ist wegen ihrer Krankheit ins Bad gereist. Zwar weiß der Arzt ebensowenig wie sie selbst, was ihr fehlt. Aber er weiß ganz genau, was ihr nicht fehlt, — das Geld.

Und da sie Geld genug hat, hat der Arzt ihr einen sehr teuren Lustort verordnet, in dem sie Lusttouren machen soll. Sie weiß genau, wie viel tausend Schritte sie nachmittags zurücklegen muß.

Wüßte sie zu Hause, in der Großstadt, auch nur den hundertsten Teil soviel gehen, würde sie sich für die bellagenerwerteste Frau ansehen. Freilich, hier im modernen Lustort ist das auch etwas ganz anderes!

Erfahren wird man hier in seinen Toiletten gesehen und nach seinem vollen Werte geschätzt, wenn man auch geht, während man daheim nur richtig geschätzt wird, wenn man im Auto fährt und nicht gesehen wird.

Dann aber und vor allem geht man hier in Gesellschaft des Ehegatten, der daheim immer in seinem Kontor ist und keine Zeit für die Gattin hat. Hier muß er sie haben, nämlich die Zeit für die Gattin. Und nicht nur der Gatte muß Zeit haben, auch die Tochter. Tennis mag sie spielen, wenn die Mutter nicht geht. Wozu hat man denn einen Gatten und eine Tochter, wenn sie nicht einmal einer kranken Mutter auf deren vom Arzt ihr verordneten langweiligen Spaziergängen Gesellschaft leisten sollten.

Und der Gatte stöhnt und die Tochter jammert. Gibt's etwas Langweiligeres als solchen Lustort? Gibt's etwas Entschlicheres als

wieder und wieder die gleiche Tour und immer dieselbe Tour unternehmen, wieder nach dem Waldrestaurant und wieder nach dem Talblid?

Frau Regina juchzt über das Wetterglück, das ihr beschieden; schon 27.900 Schritte hat sie insgesamt zurücklegen können.

Blödsinn trübt sich der Himmel. Der Gatte denkt bei sich: O mächt's doch gießen! O möcht's doch auch mir der Himmel Wetterglück beschicken. So ein paar Tage Dauerregen! Er wäre köstlich; die beiden Herren da drinnen sehnen sich auch längst nach einer Bridge-Partie.

Die Tochter steht in Gedanken: Erst zwanzig Seiten habe ich in meinem Buch gelesen; auf die Tennispartie wollte ich gern verzichten, wenn es nur regnen wollte. Da, endlich hat der Himmel ein Einsehen. Und als Frau Regina sich eben wieder einmal dazu ansetzt, eine Lauspartie zu absolvieren, stürzen Gatte und Tochter freudestrahlend zu ihr ins Zimmer und rufen: „Herrliches Wetter!“

„Wird es auch nicht zu heiß werden?“ fragt sie.

„Nein, es gibt in Strömen!“

Im Gewitterregen.

„Brrr!“ machte Herr von Giesewitz, als er im fürchterlichsten Gewitterregen in die Waldschenke eintrat, sich schüttelte und die Regentropfen nach allen Seiten hinprügte. „Brrr!“ Das heißt ein Foch!“ Er war durch und durch naß. Das Wasser troff vom Hut, von den Haaren übers Gesicht fort, jedoch er kaum um sich bliden konnte.

Der Wirt nahm ihn gleich in ein Stübchen hinaus, bot ihm dort Kleider, die er für derlei Fälle, die nicht selten dort im Gebirge vorkamen, vorrätig hatte, zum Auswechseln mit der durchnässten Garderobe an, freilich keine eleganten Kleider, aber doch trockene, und bald trat Herr von Giesewitz wieder in's Gastzimmer.

„Ei der Tausend!“ rief er aus, „auch Sie, meine Herrschaften!“

Er war halb erfreut, halb aber auch erschreckt, denn er wurde sich dessen inne, daß er wohl in den geborgten Kleidern, die ihm viel zu weit waren, eine komische Figur abgeben machte, und die lächelnden Miene der Familie Mächler, die er begrüßt hatte, schienen ihm zu sagen, daß er sich wohl in seiner Annahme über sein Aussehen nicht täuschte. Es war zu fatal, sich diesem entzückenden Fräulein Mächler in solchem Aufzuge zeigen zu müssen.

Aber wie denn, auch sie schienen ja in der gleichen Lage zu sein. Dieses sonst so elegante Fräulein steckte ja da in einer nichts weniger als eleganten Hülle.

„Also auch Toden-Gäste!“ Mit diesen Worten ging er auf Mächlers zu und setzte sich an den Tisch zu der Gesellschaft, die lachend, aber doch nicht ohne einige Verlegenheit sich in der ihren von der eigentümlichen Lage aufgezwanzen Garderobe präsentierte.

Bald war man in anregendstem Geplauder. Es ist wohl merkwürdig, aber es ist so, Menschen, die sich ganz fremd gegenüberstehen, werden im Nu mit einander vertraut, gemütlich bekannt, wenn sie in ganz ungepöhlter Kleidung sitzen. Deshalb sind die Kostümbälle soviel heiterer und gemütlicher als die gewöhnlichen Bälle. Und auch hier jetzt in der Waldschenke war Herr von Giesewitz in einer Stunde mit Fräulein Mächler viel bekannter und vertrauter geworden, als er es in den drei Wochen, da er mit der Familie im Hotel verkehrte, je geworden wäre. Man scherzte und lachte über sich gegenseitig, und beinahe war man darüber unwillig, daß der Regen aufgehört hatte, und Herr Mächler meinte, man müsse in's Hotel heimkehren. Zwar sagte der Wirt der Waldschenke, es sei keineswegs ausgeschlossen, daß noch einmal das Gewitter anheben könne, aber Papa Mächler sagte, man wolle doch lieber in's Hotel zurückkehren versuchen, denn es schiene ihm, als sei die Warnung des Wirtes nur eine List, durch die er die Gäste zum längeren Verbleiben veranlassen wolle. Die Garderobe war inzwischen getrocknet, und man begab sich in die Zimmer, um schnell wieder in die „alte Haut“ zu schlüpfen.

Zolo Mächler machte schneller Toilette als je in ihrem Leben, sie war bald wieder im Gastzimmer, wo Herr von Giesewitz bereits auch wieder anwesend war.

„Na,“ meinte der Wirt zu den Beiden, „es wird bald donnern!“

„O, das war' schrecklich!“ sagte Zolo.

„Fänden Sie es so fürchterlich, hier noch länger bleiben zu müssen?“ fragte Herr von Giesewitz.

„Das nicht!“ gab sie zurück. „Aber ich habe solche Furcht vor dem Gewitter!“

Kaum hatte sie es gesprochen, so ließ ein fürchterlicher Gewitterschlag die Erde erbeben. Herr und Frau Mächler, die ihrer Tochter Ge-

witterfurcht kannten, waren entsetzt, sie wußten, daß Zolo bereits wieder im Gastzimmer war und eilten, — noch unfertig in ihrer Toilette, — hinab, wo sie Zolo angstvoll und bebend — in Herrn von Giesewitz' Armen liegen sahen.

Der Regen prasselte an die Waldschenke; aber bald saßen doch vier Menschen dort in heiterster Stimmung, und auch der Wirt der Waldschenke war recht fröhlich, denn Herr Mächler hatte Champagner bestellt; man mußte doch das Brautpaar leben lassen.

Und nachdem das Brautpaar und das Elternpaar angetoastet worden, ließ man auch das Gewitter leben, das als Reisewetter zum Vermitteln von Verlobungen durchaus eines Loosiges beim Selt würdig erscheint.

Das herrschende Geschlecht.

Aus dem Englischen

von Frau S. Bohrmann.

(Nachdruck verboten.)

Das hübsche Mädchen schüttelte den Kopf. „Also wieder einmal Nein!“, bemerkte der junge Mann, nun, mir soll's recht sein.“

„Es scheint Dir wenig daran zu liegen,“ höhnte sie.

„Mann ich es etwa ändern?“ erwiderte er zornig. „Was würdest Du nun, wenn dich jemand zum siebenten Male abfallen ließe? Wohl hier vom Dach herunterspringen und zwischen den Klüften und Rutscheln eines poelievollen Todes sterben?“

„Jedenfalls hätte ich mich etwas passender ausgedrückt!“

„Du weißt so gut wie ich, daß ich nicht im Traume daran denke, Dich aufzugeben, sondern, daß ich bei der nächstbesten Gelegenheit dieselbe Frage an Dich stellen werde, trotz der wiederholten Abweisungen — ich blide in die Zukunft — was hinter mir liegt, ist abgetan — ich schreite mit der Zeit vorwärts.“

„Du und fortichrittlich,“ spottete das Mädchen und warf kleine Holzspäne auf die glitzernden Wellen.

„Aber gewiß — bin ich nicht diesem — diesem — schwedischen Vereine mit dem unmöglichen Namen beigetreten, wie Du es vergangenen Winter gewünscht? Habe ich nicht die ledernen Vorträge mit bewunderungswürdiger Ausdauer angehört, ohne dabei einzuschlafen — was willst Du mehr?“

„Handlungen!“ sagte sie nachdrücklich. „Was hilft es, daß Du ein tüchtiger Rechtsanwaltschaft mit hervorragenden juristischen Kenntnissen bist — im praktischen Leben bist Du hilflos, weil Du nicht weißt, zur rechten Zeit die sich bietende Gelegenheit, die zum Erfolge führen könnte, zu ergreifen.“

„Ach so, demnach muß ich es anders anfangen, Dich zu gewinnen — ich werde mir's merken. Ich weiß aber jetzt, was hinter Deiner fortgesetzten Weigerung steckt — Du machst wieder Amerikanischen Schriftstellers, des verrückten amerikanischen Schriftstellers, des Menschen, der die unmöglichste Sorte von Männern als Helden darstellt, weißt Du, so rohe, brutale Menschen, die nur sich selbst kennen, die ihren Willen durchsetzen, koste es was es wolle, um die Auserwählte zu erringen.“

Die junge Dame lächelte schelmisch: „Nun ja, so soll es auch sein, der Mann muß sich eben als der stärkere zeigen, wenn beide gleichmäßig sein sollen — wie er die Frau gewinnt, ist seine Sache.“

„Selbst durch List?“ unterbrach er.

„Warum nicht?“

„Und wenn sie ihn überlistet?“

„Dann beweist sie eben ihre Zugehörigkeit zum herrschenden Geschlecht — doch wir schwachen Unfug und ich muß heim, dort kommt schon Roger mit seinem Motorbootchen, mich abzuholen. Nein, ich kann Dich heute nachmittags nicht brauchen, denn ich will arbeiten, zudem bist Du für diesen Abend eingeladen, also sehen wir uns nicht. Adieu, vergnügten Nachmittags.“ und mit einem etwas boshaften Lächeln setzte sich die junge Dame in das inzwischen angelommene Boot, spannte ihren roten Sonnenschirm auf, nicht dem jungen Mann auf dem Dock zu und fuhr davon.

Fred Schronig sah dem entschwindenden Schiffschen miszmutig nach, dann seufzte er tief und begab sich nach dem Hotel. Das Mittagessen schmckte ihm garnicht, in seiner Kaffeetasse fand er ein Haar, welchen Anlaß er benutzte, um auf nachdrückliche Weise seinen gekränkten Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Dann ging er in sein Zimmer, und als es dort zu warm ward, setzte er sich auf die Veranda, brannete seine Pfeife an und versank in tiefes Sinnen.

Die Sonne sandte ihre Strahlen immer schräger zur Erde, da sprang Fred von seinem Stuhle auf, stieg die Verandatreppe hinunter und fragte den ihm begegnenden Briefträger nach dem Weg zur alten Mühle. Nachdem er die unständliche Weisung erhalten, schritt er

rasch seinem Ziele entgegen, durch die Sandhügelchen, die der kräftige Seewind bald hierin bald dorthin trieb.

Die alte Windmühle bestand aus einem hohen Turme, dessen einziges Fenster hoch oben angebracht war. Auf der obersten Plattform schimmerte es rot — war das nun Sonnenschein oder ein wohlbekannter rotleibener Schirm?

Ein Pfat, mit vier rostigen Nägeln an der Türe befestigt, nannte den Namen der Beschlüßigerin, Frau Ragers, bei welcher auch der Schlüssel zu holen war. Augenblicklich ward die schlüsselflose Türe offen, diese selbst bestand aus kräftigen gefügten Bohlen und war mit einem Springschloß neuester Konstruktion versehen; der junge Mann unterwarf letzteres einer genauen Prüfung — nirgends ein Niegel oder Schieber, mittels welchem man hätte aufmachen können. Er trat in den Turm, drückte die Türe lautlos zu, die Feder schnappte ein — er war gefangen. Vergnügt lächelnd kletterte er die dunkle Wendeltreppe hinauf, stellte den Kopf durch eine im Boden der Plattform befindliche Luke und sagte vergnügt: „Hallo!“

„Hallo!“ antwortete die junge Dame, „ach, Du bist es! Wäre ich doch nicht heraufgekommen! Aber die Türe stand offen und daher konnte ich nicht der Versuchung widerstehen, ein Stündchen hier zu verbringen!“

„Dier maßt Du doch nicht?“

„Oh, nein, unten, da, neben der großen Nichte, meine Staffelei kamst Du von hier aus sehen. Komme herab und betrachte das Bild.“

„Schloß sie und legte ihr Buch auf den Stuhl.“

Fred grinst, rührte sich aber nicht von der Stelle.

„So komme doch“, sagte sie etwas ungeduldig. „Die Kritik des Bildes wird eine angenehme Abwechslung sein.“

„Um Abwechslung ist mirs weniger zu tun — wir wollen 'mal erst etwas anderes besprechen: willst Du meine Frau werden?“

„Range doch nicht schon wieder davon an; erst heute morgen sprachst Du darüber — Du solltest wirklich etwas längere Pausen eintreten lassen.“

„Ich möchte aber um Antwort bitten.“

„Nun denn — nein!“

„Ist das Dein unwiderrücklicher Entschluß?“

„N — n — ja!“

„So, jetzt höre: weißt Du, daß Deine Wirtin, Frau Ragers, als die schlimmste Klatschbabe der Umgegend bekannt ist?“

„Gewiß, was hat dies aber mit uns zu tun?“

„Nur dies: wir sind hier im Turme eingekerkelt.“

Mit schreierfüllten Augen sah Ella Veron den jungen Mann an: „Was sagst Du?“

„Flüsterste sie.“

„Ich sagte,“ erwiderte er, „daß das Schloß an der Türe einschnappte und wir nicht eher aus dem Turme herauskommen, bis jemand uns findet, Frau Ragers oder sonst wer.“

„Das glaube ich nicht!“ rief das Mädchen empört und stürzte, trotz des engen Kodes, die Treppe blühschnell hinab.

Fred schloß den roten Sonnenschirm und legte ihn auf den Stuhl zu dem Buche, lehnte sich an die Mauer der Plattform und sah hinab aus einer Höhe von mindestens fünfzehn Metern. Er lächelte finster, als ein unterdrücktes Schluchzen heraufdrang aus der Tiefe, als es aber mit tränenerfüllter Stimme rief: „Fred, willst Du mich ganz allein hier unten im Finstern lassen?“ da widerstand er nicht länger, sondern eilte hinab, wo Ella wie ein Häufchen Unglück am Fuße der Treppe saß.

„Vielleicht läßt sich das Schloß doch öffnen — versuche es doch noch einmal.“

„Vergebliche Mühe — da bleibt uns nichts anderes übrig, als —“

„Ich weiß einen Ausweg — springe von oben herab — ich sah einmal ein Schauspiel, das war nach einem französischen Roman bearbeitet; in diesem springt der Held aus einem hohen Turme, um den Ruf seiner Geliebten zu retten und —“

„Fällt hinter der Szene auf weiche Matten — nein, Kind, daran ist nicht zu denken!“ und der junge Mann erneuerte seine erfolglosen Versuche, das Schloß zu öffnen. „Der Teufel soll das verwünschteste Ding holen!“ murrte er zwischen den Zähnen.

„Fluche nicht, das ändert doch nichts an der Tatsache, daß wir heiraten müssen.“

„Heiraten müssen? Wir?“

„Aber gewiß — wir müssen uns doch demjenigen, der uns erlöst, als Brautpaar vorstellen — auf andere Weise können wir doch den Klatsch nicht aus der Welt schaffen, der dadurch, daß der Zugwind die Türe ins Schloß warf, entstehen könnte. Nebenbei bemerkt, ist es äußerst unhöflich, einer Dame den Rücken zuzuwenden, besonders wenn die besagte Dame einen Antrag angenommen hat.“

„Der Zugwind ist unschuldig — ich selbst warf die Türe ins Schloß, um Dich zu überlisten; aber nun sehe ich selbst ein, wie gemein es war, so zu handeln und deshalb — deshalb — sollst Du nicht gezwungen sein, mich zu heiraten, wenn Du es nicht willst?“

„Bist Du sicher, daß ich nicht will?“ fragte sie leise und neigte sich gegen Fred, der sie jubelnd in seine Arme schloß.

Als sie beide wieder vernünftig denken konnten, sagte Fred mit etwas überlegener Miene zu seiner Braut: „Nun Schatz, welches ist wohl das herrschende Geschlecht?“

„Ich fürchte, Du wirst ein arger Haus tyrann sein, wenn wir erst verheiratet sind, jetzt aber müssen wir wirklich heimgehen.“

„Heimgehen? Ja, aber wie denn?“

„Zur Türe hinaus, du liebes Schatz,“ sagte Ella, „ich habe den Schlüssel in meiner Tasche.“

Das lange Schicht zu Ehrenfriedersdorf.

Wie? Eine Leiche ward gefunden, Als man den neuen Durchschlag brach? Und doch ist niemand hier verschwunden, Zählt man auch viele Jahre nach. So wär's ein Fremder? Doch wie käme Der tief hinein in unsern Bau? Ganz Ehrenfriedersdorf herbei muß eilen Zu dieser seltenen Totenschau!

Ein Knappe ist's, Tracht und Gezüge Wie unfres schier, Art und Gestalt, Das Antlitz jung, jedoch die Leiche, So scheint es, viele Jahre alt! Die Greise selbst, so viel sie sinnen, Erinnern sich des Toten nicht; So gut erhalten auch die Jüge, Es lennet keiner das Gesicht.

Da wankt zuletzt an seinem Stabe Ein altes Mütterlein heran: „Ist's wahr, was ich vernommen habe? Laßt sehen mich den fremden Mann!“ Ein Blick, ein Schrei, dann hingefunken Die Alte ist: „So endlich doch, Auf den ich sechzig Jahr geharret, Seh ich den Liebsten einmal noch!“

Sind sie denn alle schon entschlafen, Die damals noch beim Kinderpiel, Als dieser Jüngling, mein Verlobter, Im Stollen Gutes Glück vertiefte? Bin ich allein zurückgeblieben Aus einer längst vergessenen Zeit, Damit sich heut am Grabesrande Für mich nun Lust und Leid erneut?

Es war am Katharinentage Vor sechzig Jahren — sechzig Jahr! Als dieser Jüngling, froh und rüstig, Im Sauberg eingefahren war; Grad hat' ich ein Gebet gesprochen Für ihn, da tönte das Geschrei, Daß dort die Zimmerung gebrochen, Er rettungslos verfallen sei!

Drei Tage gruben ems'ge Brüder, Ich hoffend sah am Schachtessrand; Sie fuhren ein, sie kehrten wieder, Da gab ich mich in Gottes Hand; Und ich gelobt' ihm treu zu bleiben, Entfagte ird'icher Liebe ganz; Im Kirchraum zu den Lorenzkränzen Ding fehlt ich meinen Hochzeitskranz.

Nur manchmal leise tät ich stehen, Wenn doch der Schmerz mir überwallt, Könn' ich noch einmal, einmal sehen Sein Antlitz, sei's auch bleich und kalt! Und was unendlich längst geschienen, Deut ward es dennoch mir gewährt. Nun wünsch' ich nur, daß ihm zur Seite Sei mir die Ruhestatt besichert!

Erschüttert stehen in der Kunde Die harten Männer, als sie jetzt Mit ihrem wellen Greisenmunde Des Jünglings tote Lippe lezt; Wie sich ihr Silberhaar vermischt Mit seiner blonden Locken Bier, Sie flüstert: „Glaub es, glaub es, Liebster, Die Treue hielt ich allzeit Dir!“

Ihr letzter Wunsch ward ihr erfüllt, Und endlos war der Trauerzug, Als man den Jüngling und die Greisin, Dies selbne Paar zu Grabe trug. Ein Wunder klingt es, rief der Priester, Den ich bestatte, dreißig Jahr Im Erdenhofs schon hat geruhet, Eh ich zur Welt geboren war!

Im Bergwerk drunten sechzig Jahre, Das war, bei Gott, die längste Schicht; Sie wurde auch bis heutigen Tages In Ehrenfriedersdorf gefressen nicht. Noch jetzt, wenn dort die Knappschaft taget, Und auch wenn man vom Sauberg spricht, Heißt man's im Volkesmunde nicht anders Als immer nur „Die lange Schicht“.

Otto Heinrich Johannsen.

Bermischtes.

* Hundert Mark Strafe für einen sichtbaren Strumpf. Die Amerikaner verstehen nicht in allen Dingen Spaß, die in der jüngsten Frauenmode hervortretende Tendenz zur Durchsichtigkeit erregt bei ihnen keinen Beifall und in Richmond in Virginien hat man jetzt den Anfang gemacht, diesen neuen Pariser „X-Strahlen-Kleidern“ energisch das Handwerk zu legen. Das erste unglückliche Opfer war Miß Blosson Browning, die sehr stolz auf ihr Gewand, mit einem neuen, bis zum Knie geschlitzten Kilde einen Spaziergang unternahm. Bei jedem Schritt kam das helle leuchtende Blau ihrer reizenden Seitenstrümpfe so sehr zur Geltung, daß ihr bald eine große Menschenmenge das Gefolge gab und der Verkehr stockte. Ein entsehter Schutzmann führte Miß Blosson schließlich zum Polizeigericht. Sie konnte es erst verlassen, als sie zu 100 Mark Strafe verurteilt war. Umsonst machten die Verteidiger geltend, daß der Kauf des Kostüms bei einer der ersten Modefirmen ihr das Recht gebe, das Kleid auch zu tragen. „Das Recht zum Kauf eines Revolvers berechtigt keinen Menschen, einen Mord zu begehen,“ meinte trocken der Richter und es blieb bei dem Urteil.

* Die Kunst, billig um zu ziehen. Herr Döste muß ziehen. Der Hauswirt hat ihm gekündigt. Nach langem Suchen und Streifen hat er endlich eine neue Wohnung entdeckt. Da, am Tage des Umzugs, fällt Frau Döste plötzlich ein, daß der Möbelwagen nicht bestellt ist. „Aber, mein liebes Männchen, was machen wir nur! So ganz ohne Möbelwagen!“ Herr Döste lächelt pfiffig, nimmt eiligst Stod und Hut und stürzt von dannen. Geradenwegs in die „Höhle“ eines bekannten Geldverleiher's hinein. „Guten Tag! Ich bin Herr Döste und möchte 3000 Mark. — Was! 3000 Mark? Ich leih' nie Geld ohne Sicherheit.“ — „Die sollen Sie auch haben, mein Lieber. Ich schick' Ihnen meine ganze Wohnungseinrichtung als Unterpfand.“ — „Wohnungseinrichtung. Nun, wenn sie bei mir lagert... Ja, gut, und die andere Seite vom Geschäft? — „Ach was die anbetrifft, so werden wir wohl einig werden. Ich biete Ihnen 1/3 v. H. Zinsen pro Tag.“ — „Hm, hm! 1/3 v. H.! Das macht 122 v. H. pro Jahr. Gut!“ — „Aber noch eins! Wissen Sie, der Gerichtsvollzieher kann sich jeden Augenblick einstellen und ich glaube, Sie tun am besten, wenn Sie die Sachen stante pede abholen.“ — „Abgemacht! Adieu!“ — „Adieu!“ — Herr Döste eilt mit seinen 3000 Marklein in der Tasche davon. Am nächsten Tage spricht Herr Döste beim Geldverleiher wieder vor. „Guten Tag. Hier sind 3000 Mark zuzüglich 10 Mark Zinsen. Wir hatten ja abgemacht, 1/3 v. H. für den Tag. Stimmt's? Also, nun möchte ich meine Sachen wieder heraushaben. Bringen Sie sie mir jetzt nach meiner neuen Wohnung. Ich bin nämlich umgezogen.“ So kam es, daß Herr Döste der Umzug nur 10 Mark kostete. Am Tage darauf hat Herr Döste auf Grund dieses Vorfalls seinen Namen ändern lassen, da er ihm jetzt deplaciert erschien. Er heißt jetzt Pfiffig. * Brillen für Kühle. Einer der feinsten Fabrikationszweige dürfte wohl die Herstellung von Brillen für Kühle sein. Und doch gibt es in Birmingham eine Fabrik, die sich ausschließlich mit der Brillenarbeit beschäftigt und allem Anschein nach einen großen Umsatz aufzuweisen hat. Der Hauptteil dieser wandert nach Sibirien, wo sie sich unter der Bauerschaft eingebürgert haben. Die Kühle werden nämlich dort so früh wie möglich, selbst wenn der Schnee noch liegt, ins Freie gelassen; sie haben aber unter dem scharfen, vom Schnee wiedergespiegelten Sonnenlicht sehr zu leiden. Es kommt leicht zu gefährlichen Augenentzündungen und Schneeblindheit. Ein Angestellter der Birminghamer Fabrik, der zufällig in Sibirien reiste, erkannte sofort die große kommerzielle Bedeutung dieser Erscheinung. Die Fabrik stellte darauf Brillen aus grünem Glas her, die in Leder eingefaßt sind und mit Lederriemen an den Hörnern befestigt werden. Sie gleichen ungefähr den von den Bergsteigern verwendeten Schne Brillen.

„Der Zugwind ist unschuldig — ich selbst warf die Türe ins Schloß, um Dich zu überlisten; aber nun sehe ich selbst ein, wie gemein es war, so zu handeln und deshalb — deshalb — sollst Du nicht gezwungen sein, mich zu heiraten, wenn Du es nicht willst?“

„Bist Du sicher, daß ich nicht will?“ fragte sie leise und neigte sich gegen Fred, der sie jubelnd in seine Arme schloß.

Als sie beide wieder vernünftig denken konnten, sagte Fred mit etwas überlegener Miene zu seiner Braut: „Nun Schatz, welches ist wohl das herrschende Geschlecht?“

„Ich fürchte, Du wirst ein arger Haus tyrann sein, wenn wir erst verheiratet sind, jetzt aber müssen wir wirklich heimgehen.“

„Heimgehen? Ja, aber wie denn?“

„Zur Türe hinaus, du liebes Schatz,“ sagte Ella, „ich habe den Schlüssel in meiner Tasche.“

Sind sie denn alle schon entschlafen, Die damals noch beim Kinderpiel, Als dieser Jüngling, mein Verlobter, Im Stollen Gutes Glück vertiefte? Bin ich allein zurückgeblieben Aus einer längst vergessenen Zeit, Damit sich heut am Grabesrande Für mich nun Lust und Leid erneut?

Es war am Katharinentage Vor sechzig Jahren — sechzig Jahr! Als dieser Jüngling, froh und rüstig, Im Sauberg eingefahren war; Grad hat' ich ein Gebet gesprochen Für ihn, da tönte das Geschrei, Daß dort die Zimmerung gebrochen, Er rettungslos verfallen sei!

Drei Tage gruben ems'ge Brüder, Ich hoffend sah am Schachtessrand; Sie fuhren ein, sie kehrten wieder, Da gab ich mich in Gottes Hand; Und ich gelobt' ihm treu zu bleiben, Entfagte ird'icher Liebe ganz; Im Kirchraum zu den Lorenzkränzen Ding fehlt ich meinen Hochzeitskranz.

Nur manchmal leise tät ich stehen, Wenn doch der Schmerz mir überwallt, Könn' ich noch einmal, einmal sehen Sein Antlitz, sei's auch bleich und kalt! Und was unendlich längst geschienen, Deut ward es dennoch mir gewährt. Nun wünsch' ich nur, daß ihm zur Seite Sei mir die Ruhestatt besichert!

Erschüttert stehen in der Kunde Die harten Männer, als sie jetzt Mit ihrem wellen Greisenmunde Des Jünglings tote Lippe lezt; Wie sich ihr Silberhaar vermischt Mit seiner blonden Locken Bier, Sie flüstert: „Glaub es, glaub es, Liebster, Die Treue hielt ich allzeit Dir!“

Ihr letzter Wunsch ward ihr erfüllt, Und endlos war der Trauerzug, Als man den Jüngling und die Greisin, Dies selbne Paar zu Grabe trug. Ein Wunder klingt es, rief der Priester, Den ich bestatte, dreißig Jahr Im Erdenhofs schon hat geruhet, Eh ich zur Welt geboren war!

Im Bergwerk drunten sechzig Jahre, Das war, bei Gott, die längste Schicht; Sie wurde auch bis heutigen Tages In Ehrenfriedersdorf gefressen nicht. Noch jetzt, wenn dort die Knappschaft taget, Und auch wenn man vom Sauberg spricht, Heißt man's im Volkesmunde nicht anders Als immer nur „Die lange Schicht“.

Otto Heinrich Johannsen.



Kufeké - Kinder- mahl - Kranken- kost. Hervorragend bewährte Nahrung. Die Kinder gedeihen vorzüglich dabei u. leiden nicht an Verdauungsstörung.

Landwirtschaftliche Mitteilungen.

Förderung der Viehzucht.

Daß unsere heimische Landwirtschaft den Bedarf auch einer stark wachsenden Bevölkerung an animalischen Nahrungsmitteln zu befriedigen imstande ist und auch in Zukunft sein wird, lassen deutlich die Ergebnisse erkennen, die die Landwirtschaftskammer für die Provinz Brandenburg auf Wusteralagen von Viejen und Weiden erzielt hat.

Fast überall ist, wie im Heft 28 der „Arbeiten der Landwirtschaftskammer für die Provinz Brandenburg“ geschildert wird, in den Wirtschaften, in denen die Viehbestände schon vor mehreren Jahren angelegt sind, selbst bei Melioration nur kleiner Flächen eine recht beträchtliche Vermehrung des Viehbestandes herbeigeführt worden. Bis zu einem Stück mehr konnte auf 1/2 Hektar gehalten werden. In einigen Wirtschaften hat weiter die Melioration eine nicht unerhebliche Vermehrung der Schweinebestände als Nebenergebnis gezeigt. Die durch die Verfüttung des verbesserten Nährstoffreichen Heues gesteigerte Milchproduktion ist in Gestalt von Magermilch der Schweinehaltung zugute gekommen. Aber nicht nur die Menge der Milch, sondern auch ihr Fettgehalt ist auf das günstigste beeinflusst worden, wie auch ein besserer Fett- und Fleischansatz der Tiere in zahlreichen Fällen zu beobachten war, trotzdem die Kraftfuttergaben verschiedentlich herabgesetzt wurden. Soher Wert ist aber vor allem ein Gewinn, der nicht zahlenmäßig in Erscheinung treten kann, bezuzumessen: dem nachhaltigen guten Einfluß der Mutterweiden auf die Gesundheit des Viehes.

Nach Augustin (Heft 2 a. a. D.) bringen die Weiden in Brandenburg folgende Erträge pro Morgen:

160 000 Sekt. ca. 10—15 Ztr. geringw. Heues, 110 000 Sekt. ca. 15—20 Ztr. mittleren Heues, 130 000 Sekt. ca. 20 Ztr. u. mehr gut. Heues.

Von einzelnen Flächen der meliorierten Mutterweiden sind aber bis zu 70 Zentner besten Heues pro Morgen gewonnen worden. Die Melioration hat ausnahmslos zu einer Steigerung der Heuernte geführt.

Desgleichen haben die von der Landesluktur-Abteilung der genannten Kammer ins Leben gerufenen Weidgenossenschaften recht gute Erfolge erzielt. In Neuhardenberg konnte im Jahre 1912 in 150 Tagen Weidzeit eine Durchschnittszunahme bei den Kindern von 85 bis 95 Kilogr. pro Stück festgestellt werden. Ingesamt war die 78 Morgen große Weide mit 11 Pferden und 88 Stück Rindvieh besetzt, die zusammen 6494 Kilogr. zugenommen haben. Vor der Melioration wurde die Weide als wenig ertragreiche Niederungsmoorwiese genutzt, deren gewöhnlich nur einmaliger Schnitt wenige Zentner eines geringwertigen Heues lieferte. Als meliorierte Weide brachte sie eine Zunahme von 83,25 Kilogr. Lebendgewicht pro Morgen.

Die 96 Morgen umfassende Weide der Weidgenossenschaft Wollschow ernährte vor der Melioration kümmerlich nur einige 20 Stück Rindvieh. Im Jahre 1912 nach der Verbesse-

rung konnte sie mit 22 Pferden und 77 Stück Rindvieh besetzt werden. Die Pferde erkrankten an Kropf und gingen in ihrem Ernährungszustande sehr zurück, so daß ihre Durchschnittszunahme nur 31,3 Kilogr. betrug. Bei Kindern jedoch wurde eine Gesamtzunahme von 5465,5 Kilogr. und eine Durchschnittszunahme von 70,8 Kilogr. pro Stück festgestellt.

Die Meliorationskosten inkl. Umzäunung, Tränkanlage, Wärbude, Schuppen und allem sonstigen Zubehör stellen sich bei Weiden auf rund 400 Mk. pro Hektar. Bei einer Fleischzeugung von durchschnittlich 6 Zentner pro Hektar und einem Preise von 40 Mk. pro Zentner Fleischgewicht wären also pro Hektar 2400 Mark erzielt. An Unkosten für Düngung, Wärb, Reparatur und Pacht usw. sind nach den bisherigen Erfahrungen 120—140 Mk. pro Hektar in Anschlag zu bringen. Bei einem Zinsfuß von 5 Prozent würde dieser Reinertrag also die Verzinsung eines Grundwertes von 2000 bis 2400 Mk. pro Hektar darstellen.

Wie eine Umfrage bei den Mitgliedern der Weidgenossenschaften ergab, wirkte die Anlage derartiger Genossenschaftsweiden insofern außerordentlich günstig, als einerseits der Gesundheitszustand des Zuchtmaterials wesentlich verbessert wurde und andererseits auch der Viehbestand durch die Möglichkeit der Beschickung von Genossenschaftsweiden vielfach vermehrt werden konnte. Ein Düngeverlust trat infolge des Weidganges nur vereinzelt ein, sondern wurde meistens durch die vermehrte Viehhaltung bisweilen sogar reichlich aufgewogen. Erfreulich ist in dem Bericht zu lesen, daß die Anlagen der Kammer sehr zur Nachahmung angeregt haben. Ein Hauptvorzug bei der Anlage derartiger Genossenschaftsweiden ist darin zu erblicken, daß die Besitzer von leichten Bodenarten in die Lage versetzt werden, ihre Zuchtstiere in Gegenden auf Weide zu schicken, die über einen gewissen Ueberfluß an geborenen Graslandereien verfügen.

Dies und das.

Schonst das Vieh.

Mißhandelt und mißbraucht nie ein Tier. Reizbares und jähzorniges Wesen ist ein großes Uebel und bringt besonders dem Landwirt viel Unheil. Es entehrt den Menschen und reizt zu abscheulichen Schimpfwörtern und schändlicher Tierquälerei hin. Wer ein Spannvieh ohne gehöriges Futter und ohne ihm die nötige Ruhe zu gönnen, abquält, wer ihm über große Lasten zumutet und es durch rohe Schläge und Mißhandlung zum Anstrengen seiner letzten Kräfte zwingt, sinkt selbst auf die Stufe eines Tieres herunter, und ein solcher Viehschänder verdient von dem Nebenmenschen nur Verachtung. Man behandle die Tiere freundlich und sanft, sie befinden sich wohlher dabei als bei launhafter oder roher Behandlung und werden zutraulicher und leutsamer. Kluge Tiere, besonders Pferde, verdirbt man leicht durch willkürliches und rohes Benehmen, und sehr viele später unauferrobbare Pferdefehler rühren einzig und allein von solcher verkehrter Behandlung

her. Unart und Bosheit furiert man nicht durch Rohheit, sehr oft aber durch anhaltenden Ernst und Aufmerksamkeit. Darum probiere man gegebenenfalls mit Güte, man kommt damit am weitesten. — Ueberlegt man sich dies alles gründlich, so sieht man leicht ein: das Wohl des Tieres hängt mit dem eigenen Vorteil aufs genaueste zusammen. Darum schone und pflege jeder seine Tiere schon um ihrer willen, besonders aber um seiner selbst willen, denn „der Gerechte erbarmt sich seines Viehes!“

Reinlichkeit im Stalle.

Halte den Stall rein und in guter Ordnung, streue den Tieren hinlänglich und lasse sie nie im Urat liegen. Räume den Dünger im Sommer täglich aus, sonst verpestet die Luft; frische Luft ist dem Tiere ein wahres Lebensbedürfnis. Sorge auch für die richtige Temperatur im Stalle; quälende Wärme, sagt nichts, friert aber den Tieren, so fressen sie um so mehr, nur um die nötige Körperwärme zu erzeugen, oder sie verbrauchen hierzu von ihrem Fette. Sorge auch dafür, daß die Tiere sich stets in reinlichem Zustande befinden. Draußen in der Natur findet man selten ein Tier, an dem Urat haftet, sie können sich selbst reinigen, aber die von Menschen gefangen gehaltenen Tiere starren oft vor Schmutz und Ungeziefer. Der Urat fñrd die wichtige Tätigkeit der Haut, und das Ungeziefer quält das Tier Tag und Nacht, so daß es kein richtiges Gedeihen hat. Darum wusch und striegeln dem Vieh täglich und halte es sauber und blank. Besonders Augenmerk habe auf unser edelstes Haustier, das Pferd. Reinige ihm täglich die Hufe und warte damit nicht wochenlang, oder bis es zum Schmied geführt wird; beachte stets den Spruch, der an jedem Stalle prangen soll: „Gut gepußt ist halb gefüttert!“ Die alte Schmutz- und Stintwirtschaft bei den Schweinen, die man an vielen Orten antrifft, wo die Tiere wochenlang im Kot liegen, kommt allmählich in Verfall und Abgang. Verständige Besitzer sehen ein, daß auch die Schweine in einem reinlichen, trockenen Stall viel schöner und fetter werden als die vor Schmutz starrenden.

Die Verbesserung der Weiden.

Die Notwendigkeit einer durchgreifenden Viehverbesserung wird allgemein anerkannt. Der Weidenbau ist hinter dem Ackerbau zurückgeblieben, und die Erträge der Weiden sind nicht in dem Maße gestiegen wie die Erträge des Ackerbaus. Man braucht aber nun nicht anzunehmen, daß es unmöglich sei, diesen Vorprung einzuholen, die Weide braucht nur besser gepflegt und gebüngt zu werden, um sich alsbald recht dankbar zu erweisen. Drei Teile sind besonders nötig: Bessere Samen bei der Anlage, bessere Pflege und bessere Düngung. Zur Anlage neuer Weiden verwende man ein Gemisch besten Grassamens, nicht den berichtigten Heulamen, der neben dürftigen Gräsern alle möglichen Weidenkräuter mitbringt. Bei der Pflege wird meist das Auslöckern sowie das Reinigen von Moos und Unkräutern vergessen werden.

und mühte die Wiesenegge hier viel häufiger in Aktion treten. Am allerwichtigsten aber ist eine ordentliche Düngung, und hier ist am allermeisten gelehrt worden, indem man entweder gar nicht oder zu einseitig düngte. Wird bei genügender Düngung die Weide noch alle 3 bis 4 Jahre gefalcht, so hat sie alles Nötige in bester Form und in passender Menge. Sie ergibt dann viel mehr und besseres Futter und Heu. Dazu ist das Futter viel gehaltreicher und dadurch gibt das Vieh mehr Milch und die Milch mehr Butter. Das Jungvieh gedeiht auf diesen Weiden viel besser, erhält einen kräftigen, festen Körper- und Knochenbau und ist daher ungleich wertvoller. Man bezerge auch hier den Spruch: „Wie die Weide, so das Vieh.“

Sauberkeit beim Melken

ist eine unbedingte Notwendigkeit. Die Personen, die das Vieh füttern und melken, dürfen nicht nur das Vieh und müssen sich in ihrer Kleidung und namentlich an den Händen stets äußerst sauber halten, sie sollen sich vor jedem Melken die Hände und Arme gründlich mit Seife abwaschen und sollen die Milch nur in ganz sauberen, stets verdeckt gehaltenen Gefäßen auffangen. Diese Gefäße sollen unmittelbar nach dem Melken in einem besonderen, kühlen, luftigen und reinen Raume aufbewahrt werden usw.

Aufbewahrung des Getreides.

Sowohl die guten wie geringen Getreidearten müssen oftmals umgeschaukelt und gut durchlüftet werden. Das Umschaukeln soll jedoch nie an regnerischen oder nebeligen Tagen erfolgen, weil man hierzu die geeignete Zeit hat, sondern es hat an trockenen und sonnigen Tagen zu geschehen. An regnerischen Tagen teilt sich die Feuchtigkeit der Luft dem Getreide mit, wodurch das Modrigwerden begünstigt wird, indem die trockene Luft verdrängt und durch eine feuchte ersetzt wird. Die Feuchtigkeit der Luft wird von dem Getreide gierig angenommen, verbleibt im Haufen und ist die Folge, daß es dumpfig und muffig wird und zu schimmeln beginnt.

Allgemeine Regeln für Anlage von Gärten.

1. Jeder landschaftliche Schloß-, Villen- und Hausgarten muß sich durchaus sitgerecht den vorderen oder projektierten Bauwerken und der Landschaft anschließen.
2. Jede Effektpflanzerei und alles Unharmonische in Farbennianzen meide man, Gruppierungen müssen so durchgeführt werden, daß der Raum der Oberfläche an Ausdehnung gewinnt, scheinbar aber weit über die Grenzen reicht.
3. Jeder Garten, ob klein, ob groß, muß für das ganze Jahr seinen Zweck erfüllen.
4. Sämtliche angepflanzten Bäume und Sträucher müssen sich den gegebenen Verhältnissen als natürlich und selbstverständlich anschließen. Zur Anlage eines Biergartens gehört also Geschmack, sowie einige Kenntnisse der Bieerpflanzen, damit die leicht vorkommenden Fehler in der Zusammenstellung der Blumen vermieden werden.

Hohenstein-Ernstthaler Tageblatt

zum
Amtsblatt.

Erscheint wöchentlich zweimal.

Druck und Verlag von J. Nuhr Nachfolger Dr. Alban Frisch, Hohenstein-Ernstthal.

Am Leben gestorben

Roman von A. G. von Suttner.

(13. Fortsetzung.)

Das Billett, das er vom Kapitän erhielt, beruhigte ihn ungemein: die gefährlichsten Schwäger waren mundtot gemacht. Immerhin war er aber gespannt, zu sehen, wie sich die übrigen Blätter zu der Angelegenheit stellten, und so suchte er denn noch vor der Dinerstunde den Kapitän auf, um von diesem Neues zu erfahren. William Lee war jedoch nicht zu Hause; es hieß, er sei mit einigen Herren nach Monte Carlo gefahren, und so mußte denn Frankenburg auf sein Vorhaben verzichten.

Er trat pünktlich zur Stunde ins Esszimmer, wo sich Hertha bereits befand. Die Beiden setzten sich zu Tisch, und wiederholt suchte er ein Gespräch einzuleiten, aber es lag etwas Schwüles in der Luft; er hatte die Empfindung, wie wenn ein Gewitter im Anzuge wäre. Hin und wieder warf er einen kurzen, forschenden Blick auf seine Frau: sie war auffallend blaß, ihre Augen waren gerötet, als hätte sie geweint, und über ihrer Miene lag ein Ausdruck von bitterem Ernst.

Er atmete auf, als das Essen zu Ende war und sie sich erhob. Mit der Hast eines Knaben, der zu entweichen sucht, näherte er sich der Tür; bevor er sie jedoch erreicht hatte, sagte Hertha: „Du nimmst wohl den Kaffee im Rauchzimmer? Bitte, erwarte mich dort; ich habe mit dir zu reden.“

Er nickte schweigend und ging hinüber. Bald trat sie ein, und nachdem der Diener den Kaffee serviert hatte, machte sie eine leichte Kopfbewegung nach der Tür: „Es ist gut; Sie können gehen.“

Ein paar peinliche Minuten vergingen, dann richtete sie plötzlich den Blick auf Frankenburg:

„Also du bist der traurige Held des Tages!“

„Ich? Was?“ stammelte er, „was meinst du eigentlich?“

„Ich denke, wir spielen nicht verstecken. Du weißt doch, nicht wahr?“

„Na ja, also ist dir richtig die dumme Geschichte zu Ohren gekommen!“

„Da ganz Nizza von nichts anderem spricht, ist es wohl natürlich. Übrigens kann ich die Geschichte nicht dumm nennen, wohl aber traurig, schrecklich traurig.“

„Freilich ist sie traurig!“ rief er mit einer ehrlichen Gebärde der Verzweiflung. „Ich sag' dir, ich gäb' weiß Gott was darum, wenn ich alles ungeschehen machen könnt.“

„Das will ich dir gern glauben. Wohl hättest du die Sache früher überlegen können. Wenn sich alles verhält, wie es in der Zeitung steht, so hast du einen erbärmlichen Streich begangen, Alois.“

Er zuckte zusammen und ein Gefühl der Auflehnung stieg in ihm auf, aber er fühlte gleichzeitig, daß der Ausdruck für das, was er getan, noch mild zu nennen war.

„Es war unüberlegt, kopflos“, verlegte er halblaut. „Niemand hätte denken können, daß sie das so tragisch nehmen würde. Hat es doch von ihrem freien Willen abgehungen —“

„Von ihrem freien Willen!“ unterbrach Hertha bitter.

(Nachdruck verboten.)

„Hat der Mensch, der sich in verzweifelter Notlage befindet, einen solchen? Greift der Ertrinkende nicht dort zu, wo sich ihm eine Rettung bietet?“

„Na ja, das wohl. Aber ich sag' dir, sie war leichtfertig über die Mäßen; sie hat ein Vermögen hingeworfen, um —“

„Und du botest ihr ein anderes. Dazu warst du allerdings nicht verpflichtet. Hättest du ihr ehrlich, als Gentleman, beistehen wollen, so hätte weit weniger genügt, und das nur unter der Bedingung, daß sie sofort den gefährlichen Ort verläßt.“

„Das war auch einen Augenblick lang mein Gedanke. Ich versichere dich, ich hab' es so gewollt, — aber diese dumme Wette —“

„Und die Eitelkeit, und schließlich wohl auch noch etwas; sie soll ja sehr schön gewesen sein.“

„Rein, Hertha, verliebt war ich nicht. Bei Gott! ich hab' gar nichts für sie gefühlt.“

„Ich weiß nicht, ob das nicht die Grausamkeit deines Gebarens erhöht. Es war also eine reine Sportsache, zu der dich dein Reichtum berechtigte. Wahrlich eine edle Verwendung des Überflusses! Denkst du über diese Frage nie nach? Fühlst du nicht, was für ein verbrecherischer Egoismus darin liegt, das Geld nur immer um seiner selbst willen hinauszumerfen und so gar nichts Ausbringendes damit zu schaffen?“

„Das ist eine andere Frage, die nicht hierher gehört; es ist ehrlich verdientes Geld.“

„Allerdings; nämlich, von anderen ehrlich für dich verdient.“

„Ich bitte dich, lassen wir das. Du wirst begreifen, daß ich jetzt nicht in der Stimmung bin, über weitliegende Fragen die Lösung zu suchen. Die Sache gibt mir, weiß Gott, genug zu denken; sie macht mir Kummer, weit mehr Kummer, als du vielleicht glaubst. Und sie wäre doppelt traurig, wenn ich auch dich noch auf der Seite der Gegner wüßte.“

„Ich weiß nicht, ob du Anspruch erheben kannst, mich gerade in diesem Falle auf deiner Seite zu haben. Du wirst wohl zugeben, daß ich berechtigt wäre, mich sehr verlegt zu fühlen.“

„Ja, ja, ich leugne nicht, daß ich dir auch in einem schiefen Licht erscheinen muß, obwohl ich dir noch einmal die ausdrückliche Versicherung gebe, daß ich in die Person nicht verliebt war.“

„Die Welt denkt und spricht aber anders; in ihren Augen war sie deine Geliebte. Du wirst mir glauben, daß ich weit davon entfernt bin, dir eine Eiferuchtszene zu machen. Du hast mir ja längst die Augen geöffnet; aber —“

„Bitte, Hertha, sag' das nicht. Ich kann dich versichern, daß ich dich sehr gern hab', dich achte —“

„Ja, auf das wollte ich kommen, auf die Achtung. Die begehre ich von dir, denn ich bin mir bewußt, ein Recht darauf zu haben. Und darum will ich auch jetzt einen Beweis von dir fordern.“

„Selbstverständlich sollst du jeden haben, den du verlangst.“

„Gut, ich verlange, daß wir diesen Ort sofort verlassen.“

„Was! Jetzt Nizza verlassen! Ja, warum denn! Wie kann denn das einen Beweis —“

„Du hast dich und mich unmöglich gemacht.“

„Aber übertreib' doch nicht die Sache so! Du kannst ganz beruhigt sein; in ein paar Tagen kräht kein Hahn mehr danach. Es gibt ja hier so viel Stoff für die Schwäber, daß sie nie lange bei einer Sach' bleiben können.“

„Mag sein; aber das ändert nichts an meinem Entschluß. Gehst du nicht, so gehe ich wenigstens.“

„Aber, Hertha, so sei doch geachtet.“

„Es steht unabänderlich bei mir fest, und nichts wird mich davon abbringen.“

„Geh, Hertha, das kann doch nicht dein Ernst sein. Jetzt, wo es noch zu Hause abscheulich ist, — alles voll Schnee. Nein, du wirst dir die Sach' doch noch überlegen, nicht wahr?“

„Sie ist reiflich überlegt; ich bleibe dabei.“

Er erhob sich aufgebracht und schritt der Tür zu: „Na, ich dank' dir recht schön! Wenn das alles ist, was du für mich tust, so hättest du dir deine Teilnahme ersparen können“, und trotzig verließ er das Gemach, um sein Zimmer aufzusuchen.

Dort schritt er eine Weile auf und nieder; immer mehr und mehr nahm seine Entrüstung über diesen rücksichtslosen Entschluß Herthas zu. Sie hatte es darauf angelegt, daß er sich durch eine solche Flucht vor der ganzen Welt blamieren sollte. Gerade jetzt hätte er Stand halten, allen Gegnern, Osmondyn an der Spitze, Troh bieten müssen. . . . Halt! — Osmondyn! Mit dem hatte er ja jedenfalls ein Hühnchen zu pfücken, und das sobald als möglich. Es tat ihm in seinem Arger wohl, da einen Abseiter zu finden, an dem er seinen Born auslassen konnte. Er blickte nach der Uhr: Neun; da waren sie gewiß alle im Cercle. Gut. Er wollte auch hin und seinen Platz behaupten.

Als er in den Lesesaal trat, entdeckte er Hailsburn und Tattenbach, in Zeitungen vertieft. Er ging auf den Lord zu und begrüßte ihn.

Dieser erhob seinen Blick, in dem eine eifige Kälte lag, sagte „guten Abend“ und las ruhig weiter.

Tattenbach hatte die Szene beobachtet; als sich Frankenburg ihm näherte, erhob er sich und gab ihm ein Zeichen, ihm zu folgen. Im kleinen Rauchzimmer, das zufällig leer war, flüsterte er ihm dann hastig zu:

„Mein Lieber, es tut mir unendlich leid, aber es ist alles gegen dich so aufgebracht, daß ich dir nur den freundschaftlichen Rat geben kann: geh auf ein oder zwei Wochen nach Cannes oder an einen andern Ort; hier bist du augenblicklich unmöglich.“

„Das behauptet wohl der Osmondyn, was?“

Der Graf zuckte die Achseln statt jeder Antwort.

„Ja, ja, ich weiß es“, fuhr Frankenburg hitzig fort.

„Der Zigeuner hat Euch gegen mich aufgehetzt. Und das alles, weil ich ihm den Preis heruntergeschossen hab'.“

„Aber gar nicht!“ versicherte Tattenbach. „Der Osmondyn ist doch kein dummer Bub', der wegen einer solchen Lappalie eine Staatsaffäre macht. Nein, ich versichere dich, die Verstimmung gegen dich ist allgemein. Weißt du, die Geschichte hat so einen Lärm gemacht; der ganze Cercle ist damit bloßgestellt.“

„Geh, hör' auf! Was geht das den Cercle an. Und was geht es den Osmondyn an.“

„Ist hier mein Name genannt worden?“ ließ sich eine Stimme vernehmen, und der Baron trat auf die Schwelle.

„Sawohl“, bestätigte Frankenburg, „ich hab ihn genannt, weil ich erfahren habe, daß Sie gegen mich feindselige Absichten haben. Und weil Sie gerade hier sind, frag ich noch einmal: Was geht Sie meine Geschichte an?“

Der Ungar zog die dunklen Brauen finster zusammen. „Sie geht jeden an, der mit Ihnen verkehrt hat und sich in der Folge veranlaßt sieht, diesen Verkehr aufzugeben.“

„Das ist eine rein persönliche Sache, verstehen Sie? Es fragt sich jetzt, ob ich einen großen Schmerz darüber

fühle, mit Ihnen nichts mehr zu tun zu haben. Aber jedenfalls verbitte ich es mir, daß Sie sich zum Richter über mich aufwerfen. Jeder lehre vor seiner Tür, verstanden?“

Osmondyn zuckte die Achseln. „Sie sind auch schon von anderen gerichtet. Der Ausschuß hat beschlossen, falls Sie bis morgen mittag nicht ihren Austritt gegeben haben, Sie auszuschließen.“

„So? Das hat der Ausschuß getan? Na, dann kann ich Ihnen nur sagen, daß das eine feige Intrigue von Ihnen war, daß Sie ein —“ Tattenbach hatte den Hocherregten hastig beim Arm gepackt und nach der andern Seite des Zimmers gezogen, da er eine drohende Handbewegung Osmondyns bemerkt hatte. Aber der Born Frankenburgs ließ sich nicht so leicht beschwichtigen.

„Ja, eine feige Intrigue!“ rief er. „Und ich werd' Sie dafür züchtigen!“

Der Lärm hatte mehrere andere Klubmitglieder herbeigelockt, und unter diesen auch den Präsidenten. Dieser schritt nun auf Frankenburg zu und sagte: „Herr von Frankenburg, ich muß Sie ersuchen, unser Lokal zu verlassen, das ist nicht der Ort, wo eine solche Sprache geduldet wird.“

„Oh bitte, bitte“, verjette der Gemahregelte, sich aufrichtend. „Ich geh schon. Aber vorher wiederhol' ich's noch in Ihrer Gegenwart“, und er deutete auf Osmondyn, „der Mensch dort hat eine infame Intrigue gegen mich angezettelt.“

„Herr von Osmondyn wird Ihnen seine Antwort zukommen lassen“, erwiderte der Präsident kalt.

Nachdem Frankenburg gegangen war, setzte man sich sogleich zu einer Beratung zusammen. Es lag eine schwere Beleidigung gegen den Baron vor, die unter normalen Umständen eine Herausforderung zur Folge gehabt hätte. Allein der Vorsitzende warf die Frage auf, ob der Klub als solcher nicht verpflichtet sei, die Sache anders aufzufassen, und Frankenburg, da er wegen seiner Handlungsweise ausgestoßen werden sollte, für satisfaktionsunfähig zu erklären.

(Fortsetzung folgt.)

Durch die Eisenbahn.

Humoreske von Friedrich Ackermann.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

So oft nun auch nach den geschilderten Begebenheiten die Züge zwischen Felgersheim und Hepplingen verkehrten — es ging alles glatt wie bei der Staatsbahn, und wer um 12 Uhr in Felgersheim abfuhr, konnte mit Sicherheit darauf rechnen, um 12 Uhr 54½ Minuten in Hepplingen anzukommen.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf es daher die Passagiere des Mittagszuges, der sieben Wochen vor der Kirchweih in Felgersheim abfuhr, als dieser unprovoked auf freier Strecke mit heftigem Ruck gehalten hatte. So heftig war dieser Ruck, daß Jakob Friedrich Sauerwein, der Sohn vom Hause Sauerwein u. Co., seinem Bisaviss geradezu um den Hals flog. Und dieses holde Bisaviss schien so tödlich erschrocken zu sein, daß es gar keinen Versuch machte, sich aus der Umarmung zu befreien.

„Um Gotteswillen?“ rang sich endlich eine zitternde Stimme durch, „was ist das?“ — und als ob auch er erst jetzt wieder zur Besinnung komme, löste Jakob Friedrich Sauerwein seine Arme von der schlanken Gestalt, die sie umschlungen hatten, und mit fast bewegter Stimme gab er zur Antwort: „Dem Himmel sei Dank, Fräulein Maria, das ist eine Entgleisung!“ Beinahe jubelnd klang es zurück: „Eine Entgleisung!“

„Nein, das ist nur ein Maschinendefekt“, erwiderte statt Jakob Friedrich Sauerwein der eintretende Schaffner, und seine Stimme klang etwas pikiert.

Das war eine sonderbare Geschichte mit dem Bisaviss des Herrn Sauerwein. Man kannte sich natürlich schon lange, von Kindheit an; denn Felgersheim war nicht so groß, daß man einander nicht kennen sollte, wenn schon die Wiege beiderseits im Ort gestanden hatte. Jakob Friedrich Sauerwein senior aber und Joachim Leichmüller, Marias Vater, hatten sich schon in jungen Jahren um einer Liebchaft willen entzweit, und obwohl das Ende

von der Geschichte so war, wie es meistens kommt, daß "sie" einen Dritten nahm, blieben die beiden ehemaligen Freunde einander feind bis auf den heutigen Tag.

Trotz aller Vorsicht der Alten war es so weit gekommen, daß Jakob Friedrich Sauerwein junior, jedesmal in Geschäften mit der Bahn nach Hepplingen fahren mußte, wenn sich Fräulein Maria Teichmüller ebenfalls dorthin begab.

Das ist ja immer eine eigene Geschichte mit den Zufällen des menschlichen Lebens. Das hatte erst diesen Vormittag Herr Jakob Friedrich Sauerwein senior empfunden, als er zufällig auf dem Post des Sohnes, der anderweitig beschäftigt war, ein offenbar vergessenes rosafarbenes Brieflein entdeckte und — ganz in Ehren natürlich, als sorgender Vater — einen Blick hineinwarf. Leider befandete der Inhalt noch weniger als das Äußere, daß dieses Brieflein etwa für Jakob Friedrich Sauerwein senior geschrieben sein könnte, und „Kreuzmillionen!“ witterte der Alte, „das fehlte mir noch! Deshalb muß man also heute Mittag nach Hepplingen; na, warte mein Sohn, ich will euch zwei empfangen — Teichmüller und Sauerwein, hahaha!“

Der Maschinendefekt erwies sich als so bedeutend, daß gar nicht daran zu denken war, den Zug mit seiner Maschine vorwärts zu bringen. Es blieb nichts anderes übrig, als eine solche von Felgersheim herbeizuholen; aber als die Hilfsmaschine nach mehreren Stunden eintraf, hatten die meisten Passagiere den Weg nach Hepplingen zu Fuß angetreten. Jakob Friedrich Sauerwein und Maria Teichmüller hatten ausgeharrt, und ersterer erklärte dem Zugführer, daß er nicht von der Stelle ginge, bis die Verwaltung der Felgersheimer Eisenbahn ihrer Verpflichtung nachgekommen sei, ihn und seine liebe Braut nach Hepplingen zu fahren, damit er dort die Verlobungsringe kaufen könne.

Inzwischen war Jakob Friedrich Sauerwein senior in Hepplingen angelangt und hatte im Gasthof „Zum fliegenden Storch“, der gegenüber dem sogenannten Felgersheimer Bahnhof lag, eingestellt. Da er noch reichlich Zeit bis zur fahrplanmäßigen Ankunft des Felgersheimer Zuges hatte, beschloß er, nach dem Mittagessen im „fliegenden Storch“ noch im „Hirsch“ und im „Ochsen“ ein Schöpflein zu trinken.

Der erste Mensch, den Sauerwein senior im „Hirsch“ zu Gesicht bekam, war sein einstiger Freund Teichmüller. Er glaubte vom Schlag getroffen werden zu müssen, als er sich diesem, der ihn gar nicht bemerkte, gegenüber sah. Ohne ein Wort zu sprechen, machte Jakob Friedrich Sauerwein senior kehrt; er hätte es nicht übers Herz gebracht, mit Teichmüller unter einem Dache zu weilen.

Teichmüller selbst, am Vormittag von einer größeren, gut verkauften Geschäftsreise heimgekehrt und die Absicht hegend, mit dem Nachmittagszug nach Felgersheim zurückzufahren, war so sehr in seinen Sauerbraten vertieft, daß er auch den Rückzug Sauerweins nicht beachtete. Dieser kam in fürchterlicher Stimmung im „Ochsen“ an und trank in der Aufregung fast ein Gläschen über den Durst. Hier war ja offenbar ein Komplott vorhanden, um ihn, den Chef vom Hause Sauerwein u. Co., wie einen Schuljungen zu übertölpeln.

Fünf Minuten vor der fahrplanmäßigen Ankunft des Felgersheimer Zuges fand sich Jakob Friedrich Sauerwein senior am Bahnhof ein, und der erste Mann, den er hier erblickte, war der alte Teichmüller, der seinerseits, ganz im Gegensatz zu einem Menschen, der kein reines Gewissen hat, nicht im geringsten verwundert schien, Herrn Sauerwein senior hier zu finden.

„Ala“, dachte dieser, „man versteht es in der Tat, sich zu verstecken“, und indem er so dicht an Teichmüller vorbeisteuerte, daß er diesen streifte, sagte er mehr als halblaut vor sich hin: „Man ist doch wirklich sehr impertinent!“ Teichmüller hingegen murmelte etwas von einem „alten Kamel“ und „immer noch nicht gescheit“, ging aber im übrigen seine Wege.

Eine Viertelstunde verstrich, eine halbe sogar, und noch erschien kein Zug.

Eine halbe Stunde Verspätung war in den jungen Annalen der Felgersheimer Eisenbahn gottlob längst kein solches Ereignis mehr, daß es etwa den Bahnhofsvorstand in Hepplingen außer Fassung bringen konnte, und auf alle Fragen des nervösen Publikums gab er zur Antwort:

„Nur Geduld, er wird schon kommen, und wenn es auch noch eine halbe Stunde ansteht.“

Ach, es stand leider noch länger an, und als endlich die Wahrheit durchsickerte, daß der Zug noch mindestens 7 Kilometer von Hepplingen entfernt hilflos auf freier Strecke hielt, verbreitete sich zugleich das Gerücht von einem fürchterlichen Unglück, das denselben betroffen haben sollte.

Jakob Friedrich Sauerwein senior war dem Umsinken nahe, als er die Botschaft vernahm. Wie stand es mit seinem Sohn? Für ihn hatte er gearbeitet sein Leben lang, und nun lag er vielleicht kalt und starr unter den Trümmern des Zuges.

Teichmüller hatte die plötzliche Veränderung Sauerweins bemerkt, und eingedenk des Sprichwortes, daß nichts so sehr als das Unglück geeignet ist, die Menschen einander näher zu bringen, eilte er auf ihn zu. Kaum hatte ihn jedoch Sauerwein bemerkt, als dieser wie rasend auf ihn zustürzte, ihn an den Schulter rüttelte und dabei schrie: „Teichmüller, wenn mein Sohn wegen dir und deinem Wädel stirbt, bist du verloren!“

Teichmüller glaubte es mit einem Wahnsinnigen zu tun zu haben und schrie laut um Hilfe. Das gab Sauerwein senior seine Besinnung wieder, und augenblicklich ließ er sein Opfer los. Aber schon hatte sich ein Auflauf gebildet, und der Bahnhofsvorstand fand es für gut, die beiden Alten mit sich in sein Dienstzimmer zu nehmen. Dort verlangte Teichmüller zum großen Erstaunen Sauerweins sehr energisch Aufklärung über dessen Benehmen, welche er dann, wenn auch nicht gerade in den schmeichelhaftesten Ausdrücken, erhielt.

Es kostete den braven Mann einen harten Kampf, die Anklage Sauerweins ruhig anzuhören, und er war zum Tode erschrocken, als er vernahm, daß sich auch seine Tochter im Zuge befinden sollte. Aber er faßte sich und sagte: „Sauerwein, ich glaube, wir sind zwei alte Narren, und es ist endlich Zeit, unsere Jugendtorheiten aufzugeben. Daß du mir die Rolle eines Kupplers zugeteilt hast, verzeihe ich dir; aber das verzeihe ich dir nie und nimmer: wenn du nicht Ja und Amen sagst, wenn unsere Kinder mit heiler Haut davongekommen sind. Und ich bin überzeugt davon, daß dem so ist, denn daß auf dieser Bahn ein ernstes Unglück passieren kann, das glaube ich nie und nimmer!“

Fast wie ein Lächeln flog es über Jakob Friedrich Sauerweins Büge, als ihm Teichmüller die Hand entgegenstreckte. Das war noch der Alte mit dem unerschütterlichen Glauben, der ihn schon früher nie betrogen hatte. „Teichmüller, das soll ein Wort sein, wenn du verzeihen kannst!“ rief er freudig und ergriff die dargebotene Hand.

In demselben Moment wurde berichtet, daß die Nachricht von einem Unglück sich nicht bestätige, da jedoch die ersten zu Fuß hier eingetroffenen Passagiere des Zuges erklärten, daß derselbe lediglich eines Maschinendefektes wegen, bei dem niemand zu Schaden kam, an der Weiterfahrt verhindert ist. Sobald die Hilfsmaschine von Felgersheim eingetroffen sein wird, was ja nur — leider bekanntermaßen — mit vielen Umständen verknüpft ist, kann die Fahrt fortgesetzt werden und ist somit nur mit einer argen Verspätung zu rechnen.

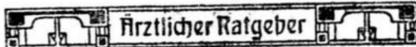
Leichten Herzens verließen die beiden alten Freunde den Bahnhof, und manches Schöpflein wurde von ihnen auf die neugeschlossene alte Freundschaft geleert. Endlich aber verkündete ein tausendfaches „Hurra!“ die Ankunft des Zuges, und Arm in Arm bahnten sich die wackeren Freunde durch die Menschenmenge einen Weg zum Bahnsteig.

Jakob Friedrich Sauerwein junior aber und Maria Teichmüller schienen trotz ihrer bereits gefaßten Entschlüsse erst zu Stein erstarren zu wollen, als sie sich urplötzlich den lachenden Vätern gegenüber sahen. Ohne sie jedoch zum Wort kommen zu lassen, hatten diese ihre Hände genommen, und inmitten der stauenden Menge ineinandergelegt. „Hier sollt ihr euch kriegen, wo wir uns wiedergefunden haben“, sagten sie, „und wenn jetzt noch einer über die Felgersheimer Eisenbahn schimpft, so hat er's mit uns zu tun, mit Teichmüller, Sauerwein u. Co.“



Der kürzeste Stil.

Der englische Dichter John Dryden, dessen Werke sich besonders durch Gewandtheit der Form und glänzende Sprache auszeichnen, befand sich einst in einer Gesellschaft berühmter und vornehmer Männer. Man unterhielt sich schließlich auch über literarische Themata und kam dabei auch auf die Kürze des Stils zu sprechen. Es sollte nun eine Probe gemacht werden, wer am besten einen Gedanken klar, sachlich und kurz niederschreiben könne. Dryden wurde das Preisrichteramt übertragen. Es waren drei Teilnehmer, der Herzog von Buckingham, Graf Rochester und Lord Dorset. Jeder von ihnen sollte einen Gedanken auf einen Zettel schreiben und diesen unter einen Teller legen. Lord Dorset war am schnellsten fertig und legte seinen Zettel fort, als die beiden andern noch angestrengt nachdachten. Als alle drei fertig waren, nahm Dryden die Blättchen, las sie durch und sprach: „Ich gebe zu, daß auf diesen Zetteln schöne Gedanken in kurzer Form stehen. Doch den in seiner Kürze besten Gedanken hat Lord Dorset niedergeschrieben; hören und urteilen Sie selbst: „Ich bespreche dem Vorzeiger dieses sofort 500 Pfund auszuzahlen. Dorset.“ Jeder einzelne fand gleich Dryden Stoff und Behandlung gleich gut! A. Sch.



Gesunde Zähne

verhüten nicht wenig Krankheiten. Viele Störungen der Augen, der Ohren und der Knochenhöhlen des Kopfes sind auf erkrankte Zähne zurückzuführen, und es gibt kaum eine Krankheit des Körpers, die durch ungesunde Zähne nicht verschlimmert würde. — Augenkrankheiten sind vor allen als die Folgen schlechter Zähne erkannt worden. Diese Störungen schwanken zwischen leichter Schwächung des Sehvermögens und vollständiger Blindheit; doch verschwinden sie zum Glück meist, sobald die Zähne vernünftig gepflegt werden. Schlechte Zähne sind ferner die gewöhnlichste Ursache des sogenannten verdorbenen Magens, denn eine gute Verdauung kann nur stattfinden, wenn alle Speisen tüchtig gekaut werden, und das ist nur mit gesunden Zähnen möglich. Eine sorgsame Zahnpflege in der Kindheit verhütet oft viele Unannehmlichkeiten und Leiden im spätern Leben.

Schnupfen.

Ein vorzügliches Mittel gegen Schnupfen ist Kampheröl. Man kauft in der Apotheke ein kleines Fläschchen Kampheröl, taucht einen kleinen, reinen Saarpinsel hinein und bestreicht damit die inneren Nasenwände. Wendet man dieses einfache Mittel gleich bei Beginn des Schnupfens an, so ist man sehr bald davon befreit. * * *

Geistreiche Antworten berühmter Leute.

Als der Schriftsteller Fontenelle einmal schlechter Laune war, fragte ihn einer seiner Freunde: „Was haben Sie denn?“ — „Was ich habe?“ antwortete Fontenelle, „ich habe einen Diener, der mich so schlecht bedient, wie wenn ich zwanzig hätte.“

Der französische Dichter und Jurist Montesquieu stritt einmal in Bordeaux mit einem sehr eingebildeten, aber ziemlich ungebildeten Gerichtsrat über irgend-

eine Rechtsfrage. Im Laufe der Debatte sagte der Rat in großer Erregung: „Der Präsident, wenn das sich nicht so verhält, wie ich sage, können Sie mir den Kopf abschneiden.“ — „Angenommen“, entgegnete Montesquieu, „kleine Geschenke erhalten die Freundschaft.“

Der Herzog von Roquelaure sagte zum Herzog von Epemon mit bezug auf den Marquis von Combalet, der immer im Kreise herumging und in ein Becken spuckte: „Dieser Mann muß, wenn ich nach seinem Gesicht urteilen darf, doch recht kamm sein!“ — „Verlassen Sie sich nicht darauf“, erwiderte d'Epemon, „sein Gesicht täuscht: er ist noch viel dümmel!“

Frau von Staël wollte wissen, ob Tallenrand ihr eine gewisse andere Dame vorzöge. Sie sagte zu dem Fürsten: „Wenn ich und sie ins Wasser fielen, welche von uns beiden würden Sie zuerst herausziehen?“ — „Ich bin überzeugt, gnädige Frau“, antwortete der Diplomat, „daß Sie ausgezeichnet schwimmen können.“



Poesie-Album.

Auf Wiedersehn!

Es ist bestimmt in Gottes Rat,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Nur scheidet;
Wiewohl doch nichts im Lauf der Welt
Dem Herzen, ach, so sauer fällt,
Als Scheiden! ja Scheiden!

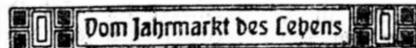
So dir geschenkt ein Knöpflein was,
So tu' es in ein Wasserglas, —
Doch wisse:
Blüht morgen dir ein Röslein auf,
Es weckt wohl schon die Nacht darauf;
Das wisse! ja wisse!

Und hat dir Gott ein Lieb beschert,
Und hältst du sie recht innig wert,
Die Deine:

Es wird wohl wenig Zeit um sein,
Da läßt sie dich so gar allein;
Dann weine! ja weine!

Nur mußt du mich auch recht verstehn,
Ja, recht verstehn:
Wenn Menschen auseinander gehn,
So sagen sie: auf Wiedersehn!
Ja, Wiedersehn!

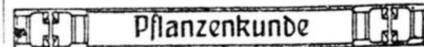
Ernst v. Feuchtersleben.



Ein Stuhl, auf dem Napoleon — nicht gefessen hat.

Vor kurzem wurde auf einer Auktion zu Fordsburg in Südafrika ein Lehnstuhl für 30 Mark zugeschlagen, der sich in einem Zustande ziemlichen Verfalls befand, und dessen Reparatur sicherlich sehr viel Kunst, Geduld und Geld in Anspruch nahm. Das Holz zeigte nur noch bescheidene Spuren von Vergoldung, und der Bezug war so schadhast, daß überall das Innerste autage trat. Und doch wurden dem glücklichen Ersterer bereits 20000 Mark dafür geboten — und von ihm ausgeschlagen. Die Sachverständigen verpflichteten ihn in der Ansicht bei, daß der Stuhl vielleicht mit dem Dreifachen dieser Summe bezahlt wäre. Der Wert des Stuhles liegt in der Tatsache, daß er nachgewiesenermaßen aus dem Besitze des „Sonnenkönigs“ Ludwigs XIV. stammt, und zwar zu einer Zimmereinrichtung gehörte, die er allerhöchst persönlich benutzt hat; aber fast noch wertvoller wird der Stuhl dadurch, daß Napoleon I. beinahe auf ihm gefessen hätte. Und das kam so: Die englische Regierung hatte ihn gekauft und mit anderen

Möbeln nach St. Helena gesandt. Aber aus einem jetzt nicht mehr bekannten Grunde änderte das Schiff seinen Kurs und scheiterte in der Nähe des Kap's der guten Hoffnung. Der Stuhl wurde aus den Wellen gerettet, und blieb fast ein Jahrhundert lang auf einem Speicher stehen, um jetzt endlich durch eine Auktion dem Leben wiedergegeben zu werden. — Mit Recht wird gefragt, welches wohl sein Wert gewesen wäre, wenn ihn wirklich Napoleon benutzt hätte!



Giftige Kartoffeln.

Vom Februar an keimen die Kartoffeln in den meisten Kellern ziemlich schnell. Solche ausgewachsene Kartoffeln weisen fünffachen Gehalt an giftigem Solanin auf wie normale, ohne Keime noch einen dreifachen und nach dem Schälen immer noch einen etwas übernormalen. Der meiste Giftstoff befindet sich in den Keimen selbst. Daher sind die Keime vor dem Kochen aufs sorgfältigste zu entfernen; überhaupt dürfen gekimte Kartoffeln nie ungeschält gekocht werden. Der Solangehalt der Kartoffeln nimmt ungefähr von April bis August selbst dann noch zu, wenn sie nicht keimen. Also ist es nur vortheilhaft, daß im Sommer unsere Abneigung gegen alte Kartoffeln immer größer wird und wir immer mehr die ersten und neuen herbeisehen. Noch schädlicher als die Keime selbst sind die bisweilen an ihnen wachsenden ganz kleinen Kartoffelchen, welche sich namentlich in feuchten, schlechten Kellern bilden. Man muß diese stets wegwerfen und darf sie nicht etwa aus Sparhamkeitsrücksichten zu den Speisen verwenden.

Die Zimmerlinde

gehört ihres raschen Wachstums wegen zu den beliebtesten Zimmerpflanzen, liebt aber im Winter keine stark geheizten Räume und ist daher, wenn möglich, in einem Zimmer unterzubringen, das nur von nebenan geheizt wird. Frost kann sie nicht vertragen, 8 Grad Celsius ist die angenehmste Temperatur. Der Blüthenstand der Zimmerlinde ist nicht sehr dekorativ, dagegen eignet sie sich wegen ihrer Größe, Verzweigung und Belaubung zur Ausfüllung von Fensternischen und Erfern. Die Pflanze muß viel Wasser haben und jedes Jahr umgepflanzt werden.



Witz und Humor.

Ein Riffikus. A.: „Das ist eine Not mit den Diensthoten; lasse ich da durch meinen Knecht Wein abfüllen, sauft mir der Schlingel die Hälfte davon.“ — B.: „Das kommt bei mir nicht vor, ich setz mich vor's Haus und der meinige muß pfeifen, so lange das Abfüllen dauert.“

Echte Perlen. Vater, wie unterscheidet man denn die falschen Perlen von echten?“ — „Ganz einfach. Man trägt sie in ein Leihhaus: — sind die Perlen falsch, so werden sie dort nicht angenommen.“

Er kennt seinen Wert. „Sie haben mich einen dummen Hund geheißen — ich verfolge Sie!“ — „Lassen Sie das — ich gebe Ihnen dann fünf Mark!“ — „Wie? — Für eine so grobe Beleidigung! Einen dummen Hund laß ich mich unter sechs Mark nicht heißen!“

Zupiel verlangt. Chef: „Was, zwei Tage Urlaub — Herr — wollen Sie die Welt umsegeln?“